

Bild und Bildung bei Meister Eckhart

Predigt am 17. Sonntag nach Trinitatis

zur Finissage der Ausstellung „Stunden. Zeitraumerfahrung bei Meister Eckhart“ von Taery Kim

Evangelium: Die Samariterin, Joh. 4, 6-24

in der mittelhochdeutschen Übersetzung von Meister Eckhart

Eckharts Übersetzung ist ein Beispiel für Bibelübersetzungen ca. 200 Jahre vor Luther. Insbesondere, wenn viele Menschen in der Kirche waren – oder auf Plätzen davor -, die kein Latein verstehen konnten, hat der Prediger die Teile übersetzt, über die er sprechen wollte. Es gab auch größere umfangreiche Übersetzungen. Luther hat aber nicht aus dem Latein übersetzt sondern aus dem griechischen Original.

Was hat Eckhart an dem Text, den wir gehört haben, verändert?

Er stattet die „sameritânâ“ mit Seil und Krug aus. Da geht es um die Anschaulichkeit für die Zuhörer, aber auch um eine Erhöhung der Dramatik der Erzählung, denn, als sich Jesus als Messias offenbart, lässt bei Eckhart die Frau Seil und Krug vor Schreck fallen.

Die zweite Veränderung: die Samariterin – nicht Jesus selbst – berichtet von den unterschiedlichen Religions-Gesetzen (mhd. „ê“) der Samariter (die Eckhart „heiden“ nennt) und der Juden: die Anbetung auf dem Berge und die Anbetung im Tempel. Das Problem wird also von ihr aufgeworfen und der Messias soll es lösen. Auch hier erhöht Eckhart die Spannung der Geschichte durch ein Frage-Antwortspiel. Dabei muss man bei den Zuhörern (vielleicht in Erfurt) vor Augen haben, dass sie selbst die Spannung zwischen jüdischer Synagoge und Kirche (steinwurfweit!) erleben. Deshalb wiederholt Eckhart das Jesuswort „Das Heil kommt von den Juden“ in seiner Übersetzung nicht! Damit bringt er noch eine dritte Veränderung am Text an: statt „nicht mehr auf dem Berge oder im Tempel“ sagt er: „nicht nur auf dem Berge und im Tempel“. Die Hörer verstehen die Anspielung wohl so: nicht nur in der Synagoge und in der Kirche hier! Damit pointiert Eckhart das Anbeten im Geist, das sich der Vater nach dem Zeugnis Jesu wünscht, nicht als Ablösung bisheriger Orte der Verehrung, sondern als ihre individuelle Erweiterung: jeder kann in seinem Herzen auch außerhalb der Synagoge und der Kirche Gott verehren, ja sich von ihm so finden lassen, wie sich die Samariterin in all ihrer Unvollkommenheit von Jesu finden ließ.

Mit einer vierten Veränderung des Bibeltexes spricht Eckhart die Zuhörer, die er mit der Unmittelbarkeit und Plötzlichkeit der Veränderung der Samariterin zu einer unmittelbaren Erfahrung verlocken will: die Samariterin reagiert bei ihm, indem sie in ekstatischen Jubel ausbricht. Dieser „Jubel“ bricht aber sofort in Engagement um: Die Samariterin bricht auf und beginnt in ihrem Dorf zu predigen. Was sie erfahren hat, ändert sie so, dass sie zur Botin des Messias wird. Die Verwunderung der Jünger über den Vorgang – Jesus spricht mit einer häretischen Frau! – teilt Eckhart nicht mit. Es ist für ihn ohnehin klar: aktuell sind für ihn Juden und Christen „im Geist“ einbezogen. Synagoge und Kirche sind da, aber wichtig ist, was sich im Herzen der Menschen abspielt: die wesentliche Erfahrung und damit die Änderung des Lebens.

Damit will ich mich der Frage zuwenden, was uns heute Meister Eckhart zu sagen hat.

Das Fazit seiner Erzählung des Evangeliums lautet ja: Gott ist Geist, d.h. er ist überall und für jeden zu jeder Zeit ansprechbar. Er nimmt jeden ernst, gleich, wie seine Ausgangslage ist, und er wandelt jeden um, wenn er sich bereiten lässt, und er sendet jeden. Und er versucht, die Zuhörer in ihrer Stadt hautnah anzusprechen, indem er die Bibel anschaulich in ihre eigene religiöse Situation einbaut.

In seinen biblischen Einstiegen verwendet Eckhart gern und oft Bilder. Dies wollen wir gemeinsam so verstehen, dass die verschiedenen Absichten, die hinter Eckhart Bild-Gebrauch stehen, uns zu eigen machen können.

Die erste Absicht: Bilder weisen von sich weg auf den, dessen Bild sie sind. Das Bild ist nicht wichtiger als derjenige dessen Bild es ist. Bertolt Brecht erzählt die Geschichte vom Herrn Keuner so: Herr K wurde gefragt, was er tue, wenn er einen Menschen näher kennen lerne. Seine Antwort: ich mache mir ein Bild von ihm und sehe, dass er ihm ähnlich wird. Wie – das Bild? Nein – der Mensch!

Eckhart hingegen will Gott nicht nach den Bildern des Menschen formen. Er hält das Bilderverbot des Alten Testaments hoch. Deshalb ist ein Bild nur ein Wegweiser, der von sich weg weist. Vor dem Wegweiser kniet man nicht, aber man macht sich auf den Weg.

Die zweite Absicht: Eckharts Bildersprache ist vielfältig. Er spricht vom Feuer, das das Holz verzehrt. Das Holz brennt, bis es ganz in der Glut verschmolzen ist. So brennt den Menschen das Feuer Gottes, solange er dem Feuer nicht anverwandelt ist. Oder er spricht vom Siegel, das durch das Wachs gedrückt wird, so dass das Wachs zwar Wachs bleibt aber die Form des Siegels annimmt. Oder er spricht vom Echo, das aus den Wänden der Welt widerhallt, ohne dass wir den Rufer sehen können. Oder er spricht vom „Haus“, aus dem wir kommen: Bruder Eckhart, lässt er sich fragen, wann kamt Ihr aus dem Hause? Wenn ich so gefragt werde, sagt Eckhart, dann war ich doch darinnen, obwohl ich mich nicht erinnere. Der Philosoph Heidegger hat daraus die Suche nach „Heimat“ gemacht. Joseph von Eichendorf sagt am Ende des berühmten Gedichtes „Es war, als hätt´ der Himmel die Erde still geküsst“: „... und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande, als flöge nicht nach Haus.“ Oder Nietzsche: „wohl dem der jetzt noch Heimat (bei Gott) hat“.

Das „Vaterhaus“, die „Heimat“ – das alles ist für Eckhart im Herzen des Menschen. „Was oben war, ward´ innen“. Das ist einer der geflügelten Wahlsprüche des Meisters. Gott ist im Herzen, oder wie es Angelus Silesius (Johann Scheffler) im Lied singt: „Sieh der Himmel ist in dir“ (das Lied: „Morgenstern der finstern Nacht“).

Die dritte Absicht Eckharts ist aber noch viel zentraler und bestimmender. Eckhart halt das Verb, das Zeitwort in einem Satz für das wichtigste Wort. Darin stimmt er mit Thomas von Erfurt, dem Magister des Schottenklosters – der zugleich der erste gewählte Rektor aller Stiftsschulen auf dem Weg zur Universität um 1300 war – überein. Also ist „bilden“ wichtiger als „Bild“. „Bilden“ bezeichnet aber einen Vorgang. Dieser Vorgang bringt Bild und Bild erst hervor. Das Gottesbild entsteht im „Bilden“; das Menschenbild entsteht im „Bilden“, aber „bildet“ sich im Wechselverhältnis, in der Beziehung in der Widerspiegelung. Man kann das am besten erklären, indem man sich zwei Spiegel vorstellt, die einander gegenüberstehen und wechselseitig Bilder „bilden“. Das eine ist der Gottesspiegel (vgl. 1 Kor 13!), das andere ist der menschliche Herzensspiegel. Die Idee des doppelten Spiegels hat der Dichter Michael Ende umgesetzt, dem wir „die unendliche Geschichte“, aber auch „Jim Knopf“ für Kinder verdanken. Er hat ein Buch geschrieben: „Der Spiegel im Spiegel“, in welchem er der Wechselspiegelung nachgeht.

Der Gottespiegel und der Herzensspiegel sind im Prozess der Spiegelung ein einheitlicher Vorgang. Aber Gott bleibt Gott, und Mensch bleibt Mensch. Eckhart hat in einer Predigt scherzhaft darauf hingewiesen, dass das Auge eines Menschen und das Auge eines Schafes auf die gleiche Weise sehen würden. Deshalb sei der Mensch aber kein Schaf. So ist es auch mit dem Gottes-bilden: Gott und Menschen sind eines im Wirken der Spiegelung. Denn das Bild Gottes ist im „Wort“ des Menschen. Eckhart behandelt gern Joh. 1,1: „Im Anfang war das Wort.“ Im Anfang (lateinisch „in principio“) übersetzt er gern mit „im Ursprung“. Aber Gott gibt dem Menschen die Möglichkeit, ihn ins „Wort“ zu setzen. Das ist „Offenbarung“ oder „Offenbarkeit“, eben: die Bibel! Insofern ist Gott im Menschen-Wort und darum wiederum im „Menschenbild“. Wir senden Menschenworte mit GottesHilfe in den Gottesspiegel und aus dem Gottesspiegel strahlt das Wort zurück in den Menschenspiegel.

Gott liebt die Menschen erstrangig „im Ursprung“. „Der liebt, der aus Gott die Liebe in sich schöpft.“ (Augustinus, Eckhart). Gottesliebe ist primär Liebe „aus Gott“, nicht „zu Gott“. Gott liebt und lächelt uns an. Wir können das nachempfinden, wenn wir in der Straßenbahn, im Zug oder auf dem Bahnsteig ein Kind anlächeln. Das Kind lächelt (meistens) unwillkürlich zurück. Zurücklachen oder nicht, wird dann immer mehr zu einer Entscheidung. Weckt Gottes Lächeln noch mein Zurücklachen?

Die Ausstellung im Chor der Predigerkirche, die heute zu Ende geht, macht dies auf künstlerische Weise deutlich: jede Bewegung der Mensch vor dem Kunst-Spiegel, der sich in sich bewegt, bewegt etwas in diesem Spiegel. Gott will vom Menschen bewegt werden! Er bewegt sich auf den Menschen zu. Der Mensch sollte sich freilich für die Bewegung öffnen, innerlich sein Herz reinigen und so bereits für Gottes Spiegelung sein. Dazu muss er loslassen und sich der Bewegung von Herz zu Herz überlassen können: das ist Gelassenheit im Sinne Eckharts.

Unser Wort „eingebildet“ ist von Eckharts Kanzel heruntergefallen. Wenn wir sagen, jemand sei „eingebildet“, dann meinen wir, er sei arrogant und überheblich. Das ist nicht der ursprüngliche hohe Sinn des Wortes: Gott wird in unser Herze hinein gebildet, und in diesem Sinne sind wir dann – in Eckharts Sprache – „eingebildet“. Eckhart hat das Wort „Bildung“ in seiner zentralen religiösen Bedeutung erst erkannt und stark gemacht. Dieses Wort gehört zur deutschen Sprachgeschichte: man kann es nicht ins Englische oder Französische übersetzen (vgl. dagegen „education“, mit einer anderen Nuance: Erziehung, Ausbildung...). Bildung als wechselseitiger Prozess – was würde das heute bedeuten, was könnte man alles daraus machen?

Das Gottesbild in uns, welche sozialen Folgen sieht Eckhart damit verbunden? Gott ist für ihn der unendlich „Reiche“, das heißt: der, dem nichts mangelt. Aber er gibt alles her, er ist eine Gabe, die sich selber gibt. Eckhart schlägt vor, dass die reichen Erfurter, Kölner oder Straßburger Bürger Gott, dem Reichen, nachfolgen. Das ist seine dominikanische Botschaft: nicht arm werden und barfuß gehen, sondern mit dem eigenen Reichtum Armen beschenken! Besser wäre es, es gäbe überhaupt keine Armut, sagt schon Augustinus. Eine Botschaft an die reichen Bürger von Erfurt um 1305!

Eine zweite Pointe: Gott Selbstgabe ist die Menschwerdung Jesu. Damit ist Christus die soziale Figur in jedem Menschen, denn nach Eckhart nimmt jeder Mensch an der Menschwerdung Gottes, das heißt an der Erhöhung des Menschen in eine besondere Würde, teil. In diesem Sinne spricht Eckhart „vom edlen Menschen“. Das betrifft jeden. Auch die Menschen, sagt er ausdrücklich, „jenseits des Meeres“. Eine Botschaft für die Aufnahme von Flüchtlingen!

Manches, was sich von Eckhart berichten lässt, mag erstaunen. Auch „die Jünger wunderten“ sich, als Jesus zu einer „ungläubigen“ Frau sprach. So gibt uns Eckhart im Sinne Jesu zu denken.

Amen